

*Sfarhamti*



# Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina  
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

13. Jahrgang.

Blumenau, im August 1920.

Nr. 8.

## Ein Blick in die Ewigkeit.

Als er nun in der Hölle und Qual war, hob er seine Augen auf und sahe Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß. Und er rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarus, daß er das Neukerste seines Fingers ins Wasser tauche und fühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.

Luk. 16, 23 u. 24.

In meiner Bücherei steht schon lange ein Buch, auf dem mit zitternder Hand in Rot geschrieben steht: „Briefe aus der Hölle“. Irre ich mich nicht sehr, so kam das Buch aus Schweden. Es hat damals ein riesiges Aufsehen erregt, viel wurde dafür und viel dagegen geschrieben; ob es Besserung gewirkt, Buße und Belehrung, ist zu bezweifeln. Es ist nicht nötig, weiteres über das Buch zu sagen, der Verfasser wußte nicht mehr über die Hölle, als der Editor und seine Leser. Bald darauf fand sich eine fromme Seele bemüht, ein Buch mit dem Titel zu schreiben: „Briefe aus dem Himmel“. Aus dem Himmel stammten die natürlich auch nicht, sondern wohl aus Deutschland; auch dieses Buch war ein Erzeugnis starker Phantasie. Aber überall hat die Phantasie einfach versagt, auch die allerkühnste Einbildungskraft eines Menschen reicht nicht aus, sich den Ort, ich kann auch sagen den Zustand der Verdammnis und der Seligkeit auch nur annähernd vorzustellen.

Die Heilige Schrift ist auch in diesem Stücke ungemein nüchtern. Wenn uns der heilige Mund des Heilandes von dem Orte der Qual sagt: „Da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht,“ so hat er in diesem kurzen Wort so viel gesagt, daß einen beim Nachdenken darüber Zittern und Beben überfallen mag. Ein grauenhaftes Wort, das ist alles, was sich darüber sagen läßt. In unserm Texte haben wir ein Fensterchen, dadurch läßt uns der Herr Jesus ein klein wenig in die Hölle und ein klein wenig in den Himmel schauen. Es soll wahrlich dazu dienen, alles zu tun, was in unsern Kräften steht, um den Ort der Qual zu fliehen und den Ort der Seligkeit mit dem heiligen Ernst zu suchen. Der reiche Mann, den uns der Herr im Gleichnis als ein warnendes Beispiel vorstellt, war kein großer Sünder oder Verbrecher, man kann ihn kaum als einen losterhaften Menschen bezeichnen. Er ließ den armen Lazarus wenigstens noch vor der Türe seines feinen Hauses liegen, was Tausende von Reichen heutzutage schon lange nicht dulden würden. Sein Gott war der Bauch, gutes Essen und Trinken und Wohlleben. Die Welt sieht das als ganz berechtigt an und urteilt: Ein Narr, wer sein Geld nicht benutzt, um sich sein Leben so angenehm wie möglich zu gestalten. Was war denn keine Sünde? Die, daß er sich um den armen Bruder nicht gekümmert hat. Ihm fehlte die Nächstenliebe, und dieser Mangel war so groß, daß er ihn an den Ort der Qual brachte. Ohne Liebe sind wir tot in Sünden, erfüllen wir nicht den Zweck unseres Daseins, sind wir nur Trohnen im Bienenkorbe, mögen wir in irdischen Dingen auch einen Riesenfleiß entwickeln. Wer nicht guten Samen für die Ewigkeit aussät, nicht dafür wirkt,

der hat umsonst gelebt, der kommt mit leeren Händen in die Ewigkeit, der ist ein erstorbener Baum, der keine Frucht gebracht. Nur zum Brennen ist er gut genug.

Lazarus hingegen ist das Bild des gottseligen Dulders. Solche Leute waren immer selten in der Welt zu finden. Heutzutage, wo die Ansprüche auch derer, die auf der sozialen Stufenleiter ganz unten stehen, ins Maßlose gesteigert sind, gilt vielfach die Zufriedenheit mit seinem Los als ein Verbrechen an der Menschheit, oder doch an den Darbenden, den sogenannten Enterbten. Und doch bleibt es bei dem Worte der Schrift: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässt sich genügen.“ Wahr bleibt es auch heute noch: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben.“ So bleibt es auch ewig wahr, was die Schrift uns sagt von der Trübsal und ihrem hohen Zweck, der Züchtigung, die gerade die liebsten Kinder Gottes trifft. Allerdings, nicht das erduldete Leid hat Lazarus in den Himmel gebracht, sondern der Glaube.

Die Welt ist jetzt voll von Menschen, die leichtgläubigen Leuten Blicke in die Geisterwelt versprechen. Die Heilige Schrift verbietet es ernstlich, die Toten zu fragen. Lasset uns niemand verführen, sondern bleiben wir auf dem Grunde der Heiligen Schrift. „Mach uns, o Jesu, ewig selig!“ das soll unsre Bitte bleiben lebenslänglich.

## Einige Gedanken über Kindererziehung.

Bon A. Adam.

Es hat einmal jemand gesagt: „Als ich noch Junggeselle war, konnte ich über Kindererziehung ausgezeichnete Vorträge halten: jetzt aber, da ich eigene Kinder zum Erziehen habe, ist es mir am liebsten, wenn ich über Erziehungsgrundsätze schweigen kann.“ Es ist eine bekannte Tatsache, daß es leichter ist, Theorien aufzustellen, als diese praktisch durchzuführen. Damit soll nun allerdings nicht gesagt werden, keiner hätte das Recht, Forderungen aufzustellen, deren Durchführung ihm selbst Schwierigkeiten bereitet, und niemand dürfe Kritik üben, der nicht selbst über jede Kritik erhaben ist.

Die folgenden Ausführungen sollen sich mit Erziehungsgrundsätzen befassen. Sie machen keinen Anspruch darauf, dieses erschöpfend zu behandeln, oder als streng wissenschaftliche Arbeit angesehen zu werden. Sie sollen Beobachtungen eines Menschen wiedergeben, der glaubt mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Sie sollen Pflichten ins rechte Licht rücken, die leider viel zu viel vernachlässigt werden, und wollen Ratschläge erteilen, in einer Sache, die nicht ernst genug genommen werden kann. Es handelt sich um die Erziehung unserer Kinder, um die Träger der kommenden Generation, um ihre Erziehung von frühestster Jugend an. Tiere werden geleitet durch den angeborenen Instinkt, Menschen aber werden bestimmt durch ihre Erziehung. Und diese Erziehung muß beginnen im Stadtkissen. Je jünger die Kinderseele, um so leichter ist sie zu beeinflussen.

Sie gleicht einem unbeschriebenen Blatt, welches noch allen Raum für fremde Einflüsse zur Verfügung stellt.

Die Kindererziehung ist ein sehr ernstes Problem in der Entwicklung unseres Volkes. Hier wird andauernd schwer gefehlt. Nicht etwa, als ob unsere Leute ihre Kinder weniger liebten, als andere Menschen! Es ist aber doch bezeichnend, wenn ein Vater auf die Frage, ob es richtig sei, daß sein Sohn sich bald verheiraten wolle, die Antwort giebt: "Wie man hört, soll es ja bald so weit sein". Wie man hört! Ist denn der Vater, die Mutter nicht die erste Person, mit der der heranwachsende Sohn diese wichtige Lebensfrage besprechen soll! Und zeugt das nicht von einer ganz merkwürdigen Vertrauensstellung zwischen Kindern und Eltern, wenn letztere durch andere Menschen über die wichtigsten Schritte ihrer Kinder unterrichtet werden müssen! Warum stehen sich Eltern und Kinder so fern? Warum haben die Eltern keinen Einfluß auf die Entschlüsse ihrer erwachsenen Kinder? Nun, weil diese von Jugend auf gewöhnt wurden, ihren Weg durchs Leben allein, ohne der Eltern Zutun zu suchen. Sie besaßen wohl die Liebe der Eltern, aber nicht deren Herz. Sie genossen der Eltern Fürsorge, diese zeigte sich aber nur in der Sorge für Nahrung und Kleidung. Sie gönnten jetzt den Eltern keinen Blick in ihr Inneres, weil die Eltern dieses bei ihnen auch nicht getan. Für sie ist der Vatertitel nur die Benennung ihres Erzeugers, aber nicht der Ausdruck des innigsten Verhältnisses, geschlossen durch unzerreißbare Bande des Blutes und gesiegelt durch gegenseitigen Austausch der Seele.

Es liegt eine herbe Kritik in den Worten jenes Mannes, der da meinte: Der Werdegang der Landeskinder und der kleinen Kübler sei im Grunde genommen der gleiche. Sobald das Kind laufen kann, bleibt es sich selbst überlassen, wenn auch unter Aufsicht größerer Geschwister. Es bekommt sein Essen, gut und reichlich, dazu die nötige Kleidung. Es spielt mit den Ratten, tollt mit den Hunden und lernt als erstes die kleinen Schweinchen füttern. Die Eltern haben nie Zeit. Am Tage arbeiten sie fleißig, ihre Mahlzeiten verzehren sie einsilbig und rasch, und am Abend gehen sie früh zu Bett, denn sie brauchen Kräfteerneuerung für den nächsten Tag.

So lange das Kind noch an der Mutter Brüsten hing, erfuhr es auch deren Liebkosung. Sobald es aber vom jüngeren Nachwuchs abgelöst war, blieb es sich selbst überlassen. Es wächst dann kräftig heran, warum auch nicht! Die Nahrung ist reichlich, und die Natur gesund. Der Bursch macht eine gute Figur auf dem Pferd, und das Mädel gleitet geschickt über den Tanzboden, aber eins fehlt ihnen, fehlt ihnen bei kraftstrotzenden Gliedern und gesunden, blühenden Wangen, und das ist die Seele des wahren Menschentums. Die Seele des wahren Menschentums, die mehr empfindet, als die Bedürfnisse der großen Menge. Die mit weitem Blick die edlen menschlichen Aufgaben erfaßt, nicht als kleinliche Eigenbrödelei, auch nicht als brutale Selbstsucht oder heiße Leidenschaft, sondern als heilige Pflicht, ins Menschenherz gesenkt durch einen heiligen Gott.

Woher sollen sie es auch haben? Die Eltern verspürten davon auch nichts, jedenfalls sagten sie nie etwas davon. Der Schulbesuch von höchstens 2 bis 3 Jahren konnte ihnen nur das Notwendigste ermitteln in Schreiben, Lesen und Rechnen. Dann hatten sie einige Stunden den Konfirmandenunterricht besucht.

Das waren ihnen ganz fernliegende Sachen, die sie da zu hören bekamen. Sie lernten auswendig, was man ihnen aufgab, gut oder schlecht, wie es grade sich traf, und dann ließen sie sich konfirmieren. Jetzt waren sie „aus der Schule gekommen“, und nun könnten sie sich langsam als Große fühlen. Das ist der Werdegang unserer Landbevölkerung, und da wundert man sich noch, wenn sie um 500 Reichsgeld einen halben Tag debattieren und wegen 18000 Kinderbeitrag aus der Gemeinde austreten; daß sie für gemeinsame Ziele nicht das geringste Verständnis besitzen und Gemütsruhe auch bei Gelegenheiten hervortritt, wo man das sicher nicht meinen sollte.

Der Mensch ist das Produkt seiner Erziehung, davon machen auch unsere Leute keine Ausnahme. Was wir brauchen, wir und auch andere, das sind in erster Linie nicht soziale Reformen, nicht günstige Verkehrsmittel und Lebensbedingungen, auch nicht hohe Bildungsanstalten, was wir brauchen ist eine sorgfältige Erziehung unseres Volkes in seiner Jugend. Eine Erziehung auf einer Grundlage, welche das Gelingen durch die Garantie Jahrhunderte langer Bewährung in sich trägt. Und diese Grundlage findet sich in der Religion. Eltern, ihr ver-

sündigt euch nicht nur gegen Gott, nicht nur gegen eure Kinder, ihr versündigt euch gegen die Menschheit selbst, wenn ihr euren Kindern diese Grundlage entzieht. Woher sollen sie ein Herz haben für andere? Woher Verständnis für Welt- und Menschenziele, und die hohen Kulturaufgaben der christlichen Kirche! Woher sollen sie es lernen, den andern zu behandeln, wie sie wünschen selbst behandelt zu werden, wenn ihr ihnen keinen Leitstern gebt, nach dem sie sich richten können! Den Körper eurer Kinder bildet die Natur, ihr Gemüt zu bilden, das ist der Eltern Pflicht. Und diese Pflicht beginnt im frühesten Alter des Kindes.

Über das Ziel der Erziehung müssen wir uns von vornherein klar sein. Wir wollen unsere Kinder nicht erziehen zu Lasttieren nicht zu Genusmenschern, auch wollen wir keine Weltkässierer aus ihnen machen, die sich verpflichtet fühlen, einen möglichst großen Teil des Weltreichtums in ihrem Geldschrank aufzubewahren. Solche Menschen haben für die Gesamtheit keinen Wert. Wir müssen Menschen erziehen für die Ewigkeit, denn allein von dieser Warte aus ergibt sich die richtige Wertung der Zeitlichkeit. Es ist einem Menschen unmöglich, trotz allem, was auch dafür gesagt und geschrieben sein mag, den Ernst des Lebens voll zu erfassen, wenn er eine Fortsetzung derselben nicht sieht in der Ewigkeit. Und es ist wieder einem Menschen ganz unmöglich, dieses Leben zu missbrauchen, wenn er den festen Glauben hegt an die Ewigkeit. Dieser Glaube muß das Fundament jeder Erziehung sein. Was Strafgesetze nicht verhindern können und polizeiliche Verordnungen nicht erreichen, was die Tugendlehre nicht bringen kann und mit ihr alle idealen Bestrebungen, das alles hat der Mensch ganz ohne weiteres, in dessen Herz und Leben der Glaube an Gott eine lebendige Macht geworden ist.

Diesen Glauben unsren Kindern ins Herz zu pflanzen, muß höchste und heiligste Pflicht sein allen Eltern. Und wäre ihnen selbst an diesem Glauben vieles dunkel (und wem wäre das nicht!), und hegten sie selbst an dem Dasein Gottes manchen Zweifel, wir haben die Pflicht, unsren Kindern einen Pol zu schaffen, auf dem sie fest stehen können im Weltgetriebe.

Wie soll das geschehen?

1. Eltern, lehrt eure Kinder beten. Lehrt sie früh beten, wenn sie die Worte auch noch nicht verstehen, und ihr Vorstellungsvermögen einer Gottesvorstellung auch noch nicht fähig ist. Macht ihnen Beten zur Gewohnheit. Gewohnheiten beherrschen unser Leben. Es ist nicht richtig, Kinder erst mit religiösen Dingen zu beschäftigen, wenn sie diese Dinge erst verstehen können. Wenn das so wäre, dann müßten wir alle erst nach dem Tode Religion treiben, denn vorher wären wir alle doch nicht völlig reif dafür. Ob es ein auswendig gelerntes Kindergebet ist, oder ob es einige Worte sind, die ihr ihnen vorsprecht, das wird nicht sehr verschieden sein. Beten muß dem Kinde zur Gewohnheit werden, wenn es ihm im Leben zur Notwendigkeit werden soll. Dies ist meine eigene Erfahrung.

2. Macht die Kinder mit der Religion bekannt durch das Erzählen der biblischen Geschichten. Für das Gemüt der Kinder werden passend ausgewählte biblische Geschichten von unschätzbarem Werte sein. Sie werden dadurch auch angeregt werden zu religiösen Fragen. Diese werden allerdings manchmal wunderlich ausfallen, aber sie werden euch Blöße tun lassen in das innerste Empfinden eures Kindes. Es wird dann vielleicht manchem Vater ergehen, wie jenem vielbeschäftigten rheinischen Pfarrer, den sein fünfjähriges Söhnchen fragte: „Papa, hat denn der liebe Gott auch eine Frau?“ Und als der zerstreute Papa ihn mit einem kurzen „Nein“ schnell abzustreiten glaubte, mit der zweiten Frage kam: „Wer lohnt ihm denn dann das Essen?“ Nur dürfen es dann die Eltern nicht machen, wie jener überraschte Vater, der alles weitere Fragen seines Kindes mit den Worten abschnitt: „Hans, du bist ein Schwäher!“ Damit stellt man ein Kind nicht zufrieden. Eine ganz kindliche Belehrung über Gott wäre hier sicher am Platze gewesen, und hätte der kleine Schelm sie vielleicht auch nicht verstanden, er wäre wenigstens befriedigt davon getrollt, und etwas wäre wohl doch vom lieben Gott sich geblieben.

3. Beschäftigt euch mehr mit euren Kindern. Laßt sie nicht aufzuwachen ohne eure innige Teilnahme an ihren kleinen Freuden und Leiden. Sie sind euch ja so dankbar dafür. Habt oft Zeit für sie, mit ihnen ein Kind zu sein. Für die Ausbildung des Kinderherzens ist das wichtig. Das gilt für die Mutter besonders, aber ebenso für den Vater. Der Vater sei nicht nur seiner Kinder Racheengel, der in Aktion treten muß, wenn die sanfte Mutter mit dem kleinen Unbänd nicht

fertig werden kann (was ihr nie zur Ehre gereicht), sondern er sei der kleinen Freund, zu dem sie unbegrenztes Vertrauen besitzen. Dieses so erworbene Zutrauen bleibt meist bestehen fürs ganze Leben.

4. Eltern, erzieht eure Kinder zu unbedingtem Gehorjam. Wer in seiner frühesten Jugend nie gehorchen gelernt, kann es im Alter erst recht nicht. Wer aber seinen Kopf nicht beugen kann vor Menschen, der beugt ihn in der Regel auch nicht vor Gott.

Da bringt ein Ehepaar sein franzes Kind zum Arzt. Es heult wie besessen, als ihm der Arzt das Thermometer unter den Arm schiebt. Eine weitere Untersuchung ist ganz unmöglich, denn das Kind „tut eben nicht.“ Es wird ihm Medizin gereicht, extra mit Sirup versüßte. Was hilft das, das Kind nimmt sie nicht. Alles Bitten der Eltern ist nutzlos. Sie sind machtlos ihrem achtjährigen Kinde gegenüber. Wie mancher Arzt könnte Stüklein erzählen, von Kindern, die es „einfach nicht taten“, und mancher Lehrer, von ungezogenen Rängen, die nicht gehorchten.

Es ist eine Schande für Eltern, sagen zu müssen: „unser Kind will nicht“. Ein Kind hat nichts zu wollen, es hat zu gehorchen! Und wenn manche neuen Pädagogen hundertmal dagegen Zeter und Mordio schreien und laut klagen, auf diese Weise werde des Kindes Eigenart untergraben, die sich gegen der Eltern Willen auflehnt.

5. Eltern, lehrt nicht allein eure Kinder Religion, lebt vor allem ihnen Religion vor. Es ist der allergrößte Schade in der Erziehung, wenn Theorie und Praxis sich entgegen sind. Tromme Worte und schlechte Taten sind verabscheuwürdig, sie verraten den Heuchler, und sie erziehen Gottesläugner. Eltern können mit ihrer Lebensführung ihren Kindern gegenüber nicht vorsichtig genug sein. Eine unüberlegte Tat, ein unvorsichtiges Wort, können die schwersten Folgen nach sich ziehen.

Alle Ermahnungen bleiben fruchtlos, wenn sie nicht in die Praxis umgesetzt werden. Religiöse Kindererziehung zu fordern, ist Pflicht der Kirche, der Schule, des Staates, ist Pflicht jedes einsichtsvollen Menschen. Die jetzige Zeit ruft es jedem mit Donnerstimme zu: Die Menschheit muß anders erzogen werden. Soziale Reformen sind undurchführbar, und völkische Interessen können nie befriedigend geregelt werden, so lange ihre Träger gewissenlose Menschen sind. Reformiert das Menschenherz, und alles andere wird dann selbstverständlich sein.

### Religionsunterricht — Schule — Jugend.

Aus Lehrerkreisen erhielt der Schriftleiter folgenden Beitrag:

Auf der letzten Tagung der evangelischen Pastoralkonferenz und des Gemeindeverbandes von Santa Catharina ist beschlossen worden, künftig nur diejenigen Kinder zur Konfirmation zuzulassen, welche vier Jahre lang die Schule besucht haben. Wenn die Kinder unserer Koloniebevölkerung vier Jahre lang regelmäßig die Schule besuchen, werden sie auch in der Religionslehre eine genügende Vorbildung bekommen, daß dem Geistlichen die Arbeit, welche seiner im Konfirmanden-Unterricht harrt, erleichtert wird. Betrachten wir diese vier Jahre etwas genauer. Wenn wir von den 365 Tagen, welche das Jahr hat, die Sonn- und Festtage, die Nationalfeiertage, die Schlußferien, die Pflanz- und Erntefesten, welche beide letzteren allgemein üblich sind, abziehen, bleiben noch rund 240 Tage. Diese verteilt auf 12 Monate ergeben durchschnittlich 20 Unterrichtstage im Monat. Leider gestaltet sich die Sache aber in vielen Fällen noch ungünstiger, indem ein Teil der Schulkindern nur die Hälfte, ja noch weniger Unterrichtstage zu verzeichnen hat. Wo bleibt also die vierjährige Schulzeit und der damit verbundene Religionsunterricht? Bekanntlich wurden unsere Privatschulen gegen Ende 1917 geschlossen und nur Juni-Juli 1918 wieder eröffnet. Zählt der Rest des Jahres 1918 auch als volles Jahr? Die Ursache dieser vielen Fehltage muß allerdings zum Teil den örtlichen Verhältnissen zu Last gelegt werden, indem Kinder stundenweit von der Schule wohnen und Witterungseinflüsse manchmal dem Schulbesuch hinderlich sind. Diese Kinder fehlen auch bei einwandsfreiem Wetter viel; es fehlen auch solche Kinder, deren Schulweg nicht zu lang ist. „Wir müßten mithelfen“, ist — wenn nicht Krankheit in Frage kommt — mit wenig Ausnahmen die Antwort auf die Frage des Lehrers nach der Ursache des Fehlens. Gibt es hiergegen keine Abhilfe? Es muß anerkannt werden,

dass unser deutscher Kolonist eine ungeheure Menge Arbeit zu leisten hat und sehr oft nicht weiß, wo er die fehlenden Hände hernehmen soll und daß auch die kleinste Kinderhand willkommen ist. Ja, es mag auch Tage geben, wo es sich nicht vermeiden lässt, die Kinder vom Schulbesuch zurückzuhalten. Es soll und darf aber nicht zur Gewohnheit werden! Mit dem Augenblick, wo die Kinder in das schulpflichtige Alter eingetreten, darf mit deren Hilfe nicht mehr gerechnet werden! Die meisten Eltern wissen das auch und halten ihre Kinder zum regelmäßigen Schulbesuch an. Warum sollten andere das nicht können? Sollte der Nutzen, den Kinderhände für den Augenblick leisten, den Schaden, der durch einen mangelhaften Schulbesuch — nicht für den Augenblick, sondern für ein ganzes, langes Menschenleben — verursacht wird, wirklich auch nur im allerentferntesten gutmachen können? Das zu viele Fehlen der Kinder ist aber nicht nur zu ihrem eigenen Schaden, sondern auch dieser Kinder, welche ordnungsgemäß zur Schule kommen, werden geschädigt, denn der Lehrer muß immer wieder zutüdigreifen und wiederholen, sodass es mit Schwierigkeiten verbunden ist, das gesteckte Ziel zu erreichen. Eine vierjährige Schulzeit ist auch bei regelmäßigem Schulbesuch knapp bemessen, denn unsere Privatschule ist nicht mehr das, was sie vor dem Krieg war. Das Gesetz stellt allerlei Ansforderungen, die in erster Reihe erfüllt werden müssen. Der Lehrer aber, der eine ernste Auffassung von seinem Beruf hat, wird auch die Muttersprache hoch halten und genügend Religionsunterricht erteilen. Aus diesem Grunde wäre eine Verlängerung der Schulzeit eine dringende Notwendigkeit. Auf welchen Platz immer uns die Vorsehung im Leben stellt, wird uns eine möglichst gute Schulbildung gewiß nie zum Schaden gereichen! Viele müßten endlich aufhören, die Schule als eine lästige Verpflichtung — als ein notwendiges Uebel zu betrachten!

Wie steht es aber mit den Kindern, welche der Schule entwachsen und die Konfirmation hinter sich haben? Wird von irgend einer Seite etwas getan, um die Kenntnisse, welche die Jugend in der Schule erworben, zu festigen und zu vermehren? Wem fällt es wohl noch ein, ein Buch zur Hand zu nehmen und wie viel Eltern legen Wert hierauf? Daß unsere Jugend einer Verrohung entgegen geht, sei hier nur kurz erwähnt. Ließe sich mit einem guten Willen und etwas Lust und Liebe zur Sache nicht Abhilfe schaffen? Wäre es nicht möglich, innerhalb der Gemeinden die Schulentlassene oder auch die reifere Jugend zu einer Vereinigung zu bringen, einmal im Monat oder auch häufiger Zusammenkünfte zu veranstalten. Ein passendes Lokal, etwa die Schule, würde sich finden. In diesen Zusammenkünften könnte die religiöse Erziehung noch etwas erweitert werden. Aber auch die Jugend als solche soll zu ihrem vollen, uneingeschränkten Recht kommen, denn ihr gehört die Zukunft. Lektüre, Vorträge, Gesang, Spiele, gemeinsame Spaziergänge sollen diese Zusammenkünfte angenehm und anziehend gestalten. An der Hand der Tageszeitungen soll die Jugend belehrt werden über die Vorgänge, welche sich da draußen, jenseits unserer Zaumpfähle abspielen. Alles dieses könnte ohne großen Kostenaufwand geschehen. Die „Bücherkisten“, welche der Schulverein zur Verfügung stellt, kämen auch der Jugend zu gute. Männer, welche ein gewisses Ansehen genießen, aber auch Frauen müßten die Bewegung einleiten und dort, wo bereits Frauenvereine bestehen, würden diese neben ihrer sonstigen Tätigkeit in der Jugendpflege auch ein reiches Feld finden, auf welchem sie regensreich wirken könnten. Wo noch keine Frauenvereine bestehen, müßten solche gegründet werden und hätten die Jugendpflege mit auf ihre Fahne zu schreiben.

Ihr lieben Eltern, Vormünder und alle, die ihr für die Erziehung der Kinder — einem kostbaren Gut, das euch Gott anvertraut hat — verantwortlich seid, haltet die Kinder nicht unmöglich von der Schule zurück! Ihr Männer aber, die das Vertrauen eurer Mitbürger in Kirchen- und Schulvorstand entsendet hat, nehmt die Jugendpflege tatkräftig in die Hand in oben ange deuteter Weise, oden wie ihr es sonst für gut befindet. Die Jugend ist die Blüte eures Stammes und wird nur dann gedeihen und sich entwickeln, wenn ihr sie vor rauhen Stürmen bewahrt!

Ws.

### Die Wünschekunst.

#### Ein Rätsel für die Wissenschaft.

Von Pfarrer E. Neumann, Blumenau.

Vor dreizehn Jahren habe ich zum erstenmale die Wünschekunst in Tätigkeit gesehen. Ich war damals Hauslehrer

auf einem großen Gute Ostpreußens. Dort war der Brunnen, aus dem die Tränken des Viehs gespeist wurden, seit langem wenig ergiebig und ein „Rutengänger“ sollte mit der Wünschelrute die Wasserader für einen neuen Brunnen suchen. Es war ein alter, längst verabschiedeter Reiteroffizier, der als Gutsbesitzer auf einer „Klitsche“ in der Gegend von Gerdauen saß, ein Hüne mit ellenlangem Wodansbart, der mit der Rute durch den aprilmägigen Schnuz des Hofes wanderte, bis er schließlich bestimmte: „hier muß gegraben werden“. Seine Kunst hat sich auch bewährt, weder Kälber noch Fohlen haben auf jenem Hofe noch einmal durst gelitten.

Die „Rute“, die er mit sich führte, trug übrigens diesen Namen sehr mit Unrecht. Sie war ein Eisendraht, etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter lang, zu einem V gebogen. Beide Ellbogen fest an den Leib gepreßt, die Unterarme wagerecht, die Hände geballt und umgekehrt, sodass die Daumen außen lagen und nach vorn zeigten, hielt der Rutengänger den Draht vor sich und ging so ziemlich schnellen, gleichmäßigen Schrittes durch den Hof und die Gärten, bis plötzlich die Spitze des Drahtes nach unten sich bog. „Hier ist Wasser!“

Ich habe ansfangs geglaubt, der Draht werde durch den Willen des Wassersuchers gebogen. Aber jeder kann die Probe machen: es ist unmöglich, in der beschriebenen Handhaltung die Drahtspitze zu biegen. Es muß eine andere Kraft sein, die die „Rute“ biegt. Jener alte Rittmeister verstand aber nicht nur, Wasser zu finden, auch Metall zeigte sie ihm. So versteckten wir ihm Goldstücke auf seinem Wege, derart er ihren Versteck unmöglich sehen konnte, er fand sie durch seine Rute auf.

Ja, habe seitdem noch manche „Rutengänger“ gesehen. Namentlich mein nächster Nachbarpfarrer in Ostpreußen, auch sonst ein bedeutender Mann, war einer der mit dieser Gabe begnadeten. Ich selbst besitze sie nicht, habe aber immer wieder mit vielem Interesse verfolgt, was auf diesem Gebiete in Erscheinung trat.

Nun hat der Krieg neue Ergebnisse gezeitigt. Auf mittelalterlichen Bergbaubildern sehen wir schon Rutengänger in ihrer bezeichnenden Haltung gehen, ein altes holländisches Buch aus dem Jahre 1638 erzählt, daß in Ungarn und England deutsche Männer mit der Wünschelrute Silberstollen suchen mußten. — Dann hielt man lange Zeit das alles für ein Märchen wie das von der Springwurz, bis man in der neuesten Zeit wieder aufmerksam wurde. Ein Landrat von Uslar hatte schon vor etwa 15 Jahren Wasser in Südwestafrika gesucht und gefunden, aber erst während des Weltkrieges wurde die Suche durch mit der geheimnisvollen Kraft begabte Männer im Großen betrieben. Von der Fest Bonen in Ostpreußen bis zum wasserarmen Karst und bis zur Sinaihalbinsel sind zahllose Brunnen für die Stellungen auf Grund der Wünschelrutenfunde gegraben worden. Aber die Heeresleitung hat sich damit nicht begnügt; sie sandte Rutengänger aus, die Munitionslager zu suchen, die die Russen auf ihrem Abmarsch vergraben hatten, die Minen ausfindig zu machen, mit denen die Serben ihre Donauflüsse abschützen wollten, die unterirdischen Gänge zu erforschen, die die Franzosen in ihren Dörfern gebaut hatten. Und die Rutengänger taten ihre Arbeit, sie fanden, was sie suchten. Geübte Männer fanden nicht nur Wasser und Erze, sondern auch Kohlen, Kali, Erdöl, unterirdische Hohlräume. Aber es gehört eben auch Übung hinzu, nicht nur angeborene Begabung.

Wie ich in deutschen Berichten las, benutzt man statt der Haselrute, die ursprünglich im Gebrauch war, und statt des Eisendrahtes, den jener alte Herr verwendete, jetzt auch „Ruten“ aus Messing, Aluminium und Zink. Die Art des „Aus-schlagens“ der Rute ist verschieden, sie schlägt nach oben und unten aus, dreht sich wohl auch im Kreise. Es sind Fälle bekannt geworden, in denen die Rute so schnell und stark federete, daß der Rutengänger ein gepolstertes Kissen auf der Brust tragen mußte, um sich nicht weh zu tun. Alle Rutengänger, die ich jemals sprach, versicherten, daß sie aus der Art des Aus-schlagens die Beschaffenheit des versteckten Gutes, also ob es Wasser oder etwa Metall sei, entdeckten, ebenso die Tiefe, in der es lag. Nebrigens ist die Rute bei ihrem Ausschlagen nicht zu bändigen. Man hat Versuche angestellt, bei denen es mehreren Personen nicht gelang, sie mit Händen oder Fäusten festzuhalten. Gibt sich der Rutengänger Mühe, die Holzrute am Drehen zu verhindern, so bricht oder vielmehr dreht sich die Rute ab und hinterläßt ihm zum Überfluß wunde Stellen an der Hand.

Doch nun fragt man nach einer naturwissenschaftlichen Erklärung dieser Vorgänge, die an sich Tatsachen sind und nicht geleugnet werden können.

Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder ist die Wünschelrute ein besonderer Apparat, der durch unbekannte Kräfte über fließendem Wasser bewegt wird, und der Mensch, der sie trägt, spielt dabei keine wesentliche Rolle. Das ist wohl offensichtlich nicht möglich, schon deshalb nicht, weil sehr viele Menschen die Kunst nicht verstehen und auch trotz aller Anleitung nicht erwerben. Viel wahrscheinlicher ist, daß es so sehr auf die Person ankommt, die die Rute trägt, daß die Nerven des Rutengängers es sind, was die Einwirkungen der verborgenen Schäfte aufnimmt, und daß die Rute nur der Zeiger ist. Man hat hierüber sehr scharfsinnige Überlegungen und Versuche angestellt und hat dabei, wie ich deutsche Berichten entnehme, in letzter Zeit folgendes herausgefunden: Bei der an sich etwas unbequemen normalen Rutenhaltung sind eine Anzahl der kräftigen Hand- und Armmuskeln angespannt, wenn nun eine an sich völlig unerklärliche Einwirkung des unterirdischen Wasserlauses auf die Nerven des Rutengängers stattfindet, so treten in diesen angespannten Muskeln unmerkliche Zugungen ein, die die äußerst bewegliche Rute aus ihrer Ruhelage bringt.

Wie aber diese Einwirkung auf die Nerven sich einstellt, das wissen wir nicht. Es ist uns ebenso unerklärlich, wie das Suchen der Hundsäffen nach jenen verborgenen Wasserquellchen der Wüste, wie die Tatsache, daß nie ein Storch auf einem Hause baut, das in Blitzaufnahmefahr ist, weil es über einer Kreuzung unterirdischer Wasserläufe steht. Denn wo solche Wasseradern sich kreuzen, da schlägt der Blitz ein. Woher weiß die Schlupfwespe, an welcher Stelle unter der Baumrinde die Käferlarve sitzt, die sie anbohren will, und die sie mit unbedingter Sicherheit findet? Wir wissen es nicht, und wir werden es auch wohl nicht wissen.

Professor Slaby, der berühmte Lehrer an der Charlottenburger Hochschule, den man um eine Erklärung dieser „vielleicht elektromagnetischen“ Vorgänge bat, schüttelte den Kopf, ihm war die Wünschelrute, deren Erfolg er nicht leugnen konnte, ein Rätsel. Das ist sie auch. Sie beweist aber eines: daß alle unsere menschliche Erkenntnis eine Grenze hat, und daß es Dinge gibt, an die keine Wissenschaft heranreicht, sondern die man erleben muß um mitreden zu können. Und was im kleinen von der Wünschelrute gilt, das gilt im großen von unserem Herrgott, den wir auch nicht erklären können, sondern erleben müssen. — Und wie bei der Wünschelrute der am klügsten ist, der sich nicht den Kopf über sie zerbricht, sondern sie frischweg benutzt, so ist es bei unserm Herrgott auch. Nicht grübeln, sondern ihm folgen und vertrauen, das bringt uns vorwärts.

## Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evang.-Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.

### I.

#### Der falsche Begriff von Demokratie.

Die evangelischen Theologen in der Demokratischen Partei, die den Versuch gemacht haben, unsere Evangelische Landeskirche in Angelegenheiten ihrer inneren Ausgestaltung dem willkürlichen Einspruch einer atheistischen und religionslosen, wenn nicht religionsfeindlichen, Staatsmacht zu unterwerfen, rechtfertigen ihr Vorgehen mit dem Satz: der demokratische Staat habe ein Interesse an der demokratischen Gestaltung der Kirche. Wir wollen die Frage nicht aufwerfen, warum dieses Interesse nur gegenüber der Evangelischen Kirche geltend gemacht wird, während die von einem ausländischen Oberhaupt monarchisch regierte römische Kirche von dem Staat völlig unbefehligt bleibt. Wir wollen hier überhaupt von einer Beurteilung der Kirchenpolitik unserer demokratischen Theologen vollkommen abschonen. Nur jene theoretische Begründung ihres Verhaltens wollen wir im folgenden sachlich zu prüfen unternehmen.

Sehr vorteilhaft für diese Begründung ist es nicht, daß sie weniger das kirchliche als das Staatsinteresse in den Vordergrund stellt. Denn wenn man sagt, der demokratische Staat habe ein Interesse an der demokratischen Gestaltung der Kirche, so ist damit noch lange nicht ausgemacht, daß für die Kirche selbst diese Gestaltung ersprachlich und wünschenswert sei. Weshalb zwei so verschiedene Gemeinschaften wie Staat und Kirche dieselben Verfassungsgrundsätze haben müssen, das scheint um so weniger einleuchtend, als ja der römischen Kirche ohne weiteres ihre von den staatlichen abweichenden Verfassungsgrundsätze feierlich zugestanden und gewährleistet werden. In-

dessen scheint uns der Irrtum, auf dem die ganze Position der kirchlichen Demokraten beruht, noch sehr viel tiefer zu liegen als in der Oberflächlichkeit einer Vereinerlelung kirchlicher und staatlicher Dinge. Wenn für die Kirche ebenso wie für den Staat die demokratische Verfassung gefordert wird, so steht dahinter die Meinung, daß die Demokratie überhaupt die erwünschteste und vollkommenste Form für die Verfassung menschlichen Gemeinschaftslebens sei. Diese Meinung hat ja vielleicht recht, wiewohl beispielsweise in der Familie, die ja doch auch eine Form menschlichen Gemeinschaftslebens ist, das monarchische Prinzip immer als das naturgemäße gelten wird. Aber möglicherweise trifft es für Staat und Kirche zu, daß ihre vollkommenste Gestaltung in der Demokratie besteht. Nur müssen wir bekennen, daß es uns durchaus ungewiß erscheint, ob sich die heutigen Vertreter dieser Meinung über deren Sinn und Inhalt durch selbständiges Nachdenken wirklich klar geworden sind. Eher scheint es, daß sie sich von einer mächtigen Strömung treiben lassen und ein von ihr erzeugtes allgemeines Vorurteil mit einer begründeten persönlichen Überzeugung verwechseln. Ereignet es sich doch nur zu oft, daß die Menschen Vorstellungen, die sie auf ihre begriffliche Haltbarkeit noch gar nicht geprüft haben, unbesehen als richtig und wahr annehmen. So könnte es wohl sein, daß zwar die Demokratie, recht verstanden, wirklich ein Ideal menschlichen Zusammenlebens bedeutet, daß aber die Vorstellung, die sich heute an dieses Wort knüpft, seiner Bedeutung schlechterdings nicht gerecht wird. Deshalb dürfte es wohl angebracht erscheinen, einmal danach zu fragen, was denn eigentlich gemeint ist, wenn man von Demokratie und demokratischer Verfassung, es sei im Staat oder in der Kirche, redet.

Da wird denn der unbefangene Beurteiler zunächst sagen müssen, daß alles, was wir heute erleben, im höchsten Maße zu Ungunsten dessen spricht, was man sich in neueren Zeiten gewöhnt hat, Demokratie zu nennen. Wenn das Unglücksjahr 1919 irgend etwas über allen Zweifel deutlich gemacht hat, dann ist es der vollkommene Bankrott dieser sogenannten Demokratie in Deutschland. Gewiß waren mit dem Augenblick, da diese Demokratie bei uns begann, unsere Zustände in die furchterliche Zerrüttung geraten, und sie stand vor einer kaum lösbarer Aufgabe, die sie sich freilich selbst gestellt hatte, wenn sie darauf ausging, diese Zerrüttung binnen kurzem zu beseitigen und unserem entgleisten Volk Arbeit, Freiheit und Brot und ein Dasein zu schaffen, das die Verhältnisse der kaiserlichen Zeit übertreffen sollte. Aber wenn schon solche überschwänglichen Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen konnten, so hätte doch die Demokratie, wenn sie irgendeine innere Kraft besessen hätte, in den bald fünfsig Jahren, seit dem Umsturz, auf irgendeinem Gebiete wenigstens dem weiteren Ruin steuern, einen Anfang der Besserung hervorrufen müssen. Statt dessen gleitet unser Vaterland, seitdem die Demokratie es regiert, mit immer beschleunigterer Geschwindigkeit dem vollkommenen Untergange zu, und was diesen noch aufhält, das sind durchweg die Reste der alten Ordnung, die Ueberlieferungen der monarchischen Zeit, während der neue Geist bisher überall nur auflösend, nirgends aufbauend hat wirken können. Und man sage nicht, daß diese Unfähigkeit den Personen zur Last zu legen sei, die unsere demokratische Regierung bilden. Zugegeben, daß von den Regierungsmännern, die aus dem sogenannten Proletariat hervorgegangen sind, staatsmännische Leistungen nicht zu verlangen seien, so gehören der Regierung doch auch Männer von anderer Herkunft, von bedeutenden Fähigkeiten und von allseitiger Bildung an. Dass auch diese Männer dem um sich greifenden Zerfall nicht bloß des deutschen Staates, sondern auch des deutschen Wesens nirgends haben Einhalt tun können, beweist am klarsten, daß nicht bei den Personen, sondern bei dem System die Schuld liegt. Die Demokratie, wie man sie heute versteht, bedeutet, daß schlechterdings bei der Mehrheit der Bevölkerung die Entscheidung über alles liegt, was das Geschick von Staat und Volk betrifft. Nicht bloß die eigentlich politischen Einrichtungen und Maßnahmen sind dadurch der Willkür der Volksleidenschaft ausgeliefert, sondern auch die wichtigsten und verwinkeltesten Verhältnisse des wirtschaftlichen und des geistigen, insbesondere auch des sittlichen Lebens sind den Instinkten der Masse preisgegeben. Es liegt auf der Hand, daß solche einseitige, ja, blinde Begünstigung der Alleinherrschaft des Mehrheitsprinzips dem Staat jeden Halt, dem Volke jeden inneren Zusammenhang rauben muß.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Katholik als Professor der evangelischen Theologie.

Der frühere Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Universität München, Dr. Heiler, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der evangelischen Theologie an die Universität Marburg erhalten. Dr. Heiler, der anfangs Katholik gewesen war, hatte im Jahre 1917 eine Untersuchung veröffentlicht, die Luthers Bedeutung für einen Katholiken so betonte, daß der Verfasser daraufhin exkommuniziert wurde. In Upsala in Schweden, auf einer Vortragsreise, trat Heiler dann zum Protestantismus über. Es dürfte wohl das erste Mal sein, daß ein Gelehrter, der katholische Theologie studiert hat, von einer evangelischen Fakultät einen Ruf erhält.

## Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

**Blumenau.** Der evangelischen Kirche ist durch die Güte von Frau Johanne Hering ein neuer Orgelchor geschenkt worden. Der neue Chor ermöglicht durch seine Ausdehnung, daß das Gotteshaus an fünfzig Besucher mehr aufnehmen kann als bisher. Die Gemeinde dankt der Geberin herzlich.

Der Ortgeistliche sammelt außerdem zu einem neuen Bezug für Altar und Kanzel unter den Konfirmanden und den Kindern des Religionsunterrichts. Hoffentlich finden sich reichliche Gaben, damit der vom Zahn der Zeit verdorbene alte Bezug bald ersetzt werden kann. — Das neue evangelische Krankenhaus findet reichlichen Zuspruch und es hat den Besuch aller gefunden, die bisher in ihm Aufnahme fanden.

**Brusque.** Am 15. August soll der neue Geistliche, Pfarrer Albert Bornfleth, in Brusque eingeführt werden. Herr Pfarrer Bornfleth ist am 28. Februar 1868 in Mittelhagen in Pommern geboren, hat die erste theologische Prüfung im März 1899 und die zweite im April 1901 bestanden und ist am 22. Dezember 1902 zum Kreishnodalvikar in Marienburg ordiniert worden. Vom Oktober 1903 bis dahin 1912 war er Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in São Bento in Brasilien und hat seit seiner Rückkehr nach Deutschland im November 1912 das Pfarramt in Stüdenitz in der Mark inne. Er ist kinderlos verheiratet.

**São Bento.** Am Sonnabend, dem 16. Mai, fand in der Kirche eine außerordentliche Generalversammlung statt, die von 41 stimmberechtigten Mitgliedern besucht war. Auf der Tagesordnung stand die Regelung des Pfarrgehaltes. Da der Evangelische Ober-Kirchenrat keine Beihilfen mehr gewähren kann, wurde beschlossen, das Pfarrgehalt von monatlich 100 \$ auf 180 \$ zu erhöhen und zwar mit rückwirkender Kraft vom 1. April d. J. an. Um dieses zu ermöglichen, mußten auch die Jahresbeiträge und die Gebühren erhöht werden. Der Jahresbeitrag wurde auf 10 \$ festgesetzt (bei Mischhaben und Witwen 6 \$). An Gebühren sind zu zahlen für 1 Taufe 5 \$, für 1 Konfirmation 5 \$, für 1 Trauung 10 \$. Nichtmitglieder zahlen das Doppelte. — Da in der Kirchenkasse nur wenig Geld vorhanden war, wurde beschlossen, einen Bazar zu veranstalten. Dieser fand am Sonntag, dem 27. Juni, bei herrlichem Wetter statt. Die Beteiligung war eine sehr rege und dementsprechend war auch die Einnahme sehr beträchtlich. Sie betrug nach Abrechnung sämtlicher Spesen 1:750 \$. So ist unsere Kirchenkasse wieder gefüllt worden, und darum wird der Kassierer nicht so bald wieder in Verlegenheit kommen, wie es zuvor öfter der Fall war. Seit dem 15. Mai sind 50 neue Mitglieder zur Gemeinde hinzugekommen, sodaß die Gesamtzahl jetzt etwa 200 beträgt.

## An die Herren Mitarbeiter und Leser.

Es wird herzlich gebeten, Artikel für den Christenboten bis spätestens zum 20. des vorhergehenden Monats einzusenden, und die Gottesdienstfeierlichkeiten bis zum 25. spätestens.

Die Leser des Christenboten aber werden gebeten, sofern ihnen derselbe gefällt, für neue Bestseller unter ihren Freunden und Bekannten zu sorgen. Die Schriftleitung will sich bemühen, allen Lesern interessanten Stoff zu bieten. Insbesondere soll in dem unterhaltenden Teile häufig eine Reihe guter Erzählungen erscheinen, auf die besonders hingewiesen wird.

Die Schriftleitung.

# Für den Familienfisch.

## Unter dem Siegel der Beichte.

Von Alfred von Hedenstjerna.

(Uebersetzt aus dem Schwedischen.)

Der Gerichtsbauer Stark war der Großbauer des Kirchspiels, sein Haus das größte, seine Felder die bestbestellten, sein Vieh das fetteste in der Gemeinde. Er hatte als armer Knecht begonnen und sich Schritt für Schritt durch alle Grade herausgearbeitet; er hatte ein Stüd Land für die Hälfte des Ertrages bearbeitet, dann eins gepachtet, darauf war er Kleinbauer, dann Halbhofbauer geworden, später Großbauer, Wortsührer der Armenordnung, Freibauer mit Adelsrechten, Kirchenvorsteher und Gerichtsbauer. Wenn er gewollt hätte, so wäre er auch Reichstagsabgeordneter geworden; aber er wollte nicht, weil es bei ihm zu Hause zu viel zu tun gab und er zu viel eingebüßt hätte, wenn er dies andern überlassen müßte.

Schon als Halbpächter hatte er sich ein Weib genommen; eine hübsche, starke und arbeitsame Frau, die ihm in den mühevollen, schweren Jahren treu zur Seite stand, sich für Zwei abplagte und sich nicht scheute, überall selbst Hand anzulegen, die aber auch, als Wohlstand und gute Tage kamen, sich dieselben zu Nutzen zu machen verstand und vielleicht täglich einige Tassen Kaffee mehr trank und ihr städtisches Kleid ein wenig mehr im Kirchenstuhl ausbreitete als, streng genommen, nötig war.

Stark selbst war ein hübscher, stattlicher Mann, der sich in Herrengesellschaft gerade so gut zu benehmen wußte wie unter Bauern, aber es lag ein Zug von Wehmuth auf der hohen Stirn und die starken, dunklen Brauen zuckten oft nervös. Die Krankheit des Jahrhunderts „Nervenschwäche“ hatte eigentlich genug diese starke, scheinbar so ferngefundne Bauernnatur ergriffen, und einmal, als das Kreisgericht über eine besonders gräßliche Brandstiftung aburteilten mußte, und ein Zeuge aufstand und beschrieb, wie die armen Kreaturen drinnen in den Ställen vor Todesangst brüllten, da hatte es den Gerichtsbauer Stark wie im Fieberfrost geschüttelt und er war mitten im Gerichtshofe in Ohnmacht gefallen.

„Für einen Mann aus dem Volke hat er einen ungewöhnlich seinfühligen und zarten Sinn“, sagte der Kreisrichter, als er bei einer Abendgesellschaft in der Stadt die Geschichte erzählte, und einen Monat später wurde Stark durch ein besonderes Schreiben zum Mitglied des Tierschutzvereins ernannt. Der Hof des Gerichtsbauern war ein schönes Bauernanwesen. Allerdings war es nur nach Art der alten, gewöhnlichen, rotangestrichenen, rechtwinkeligen, zweistöckigen Holzhäuser mit weißen Läden gebaut; aber schöne, stets weiße Gardinen zierten die Fenster und prunkvolle Blumentöpfe standen dahinter, ein Wald von Flieder duftete dem Kommanden im Sommer aus dem Borgarten entgegen und ein schöner Obstgarten erstreckte sich bis zum See.

Unten lag die Küche, in der Mitte und zu beiden Seiten derselben am Ende des Hauses zwei große Stuben mit je einer Seitenkammer nach alter Bauernweise. Aber oben war eine gute Stube, ein Saal und mehrere Fremdenzimmer mit seinen Stadtmöbeln, vielen, vielen Daurenbetten und zwei großen Leinenschränken. Doch alles das war nur für Gäste, und da für gewöhnlich dort niemand wohnte, sah es ein bishchen unbewohnt und gasthausmäßig aus, trotz der feinen Tische, Stühle, Decken und des großen Photographicialbums.

Unten in den Wohnräumen zwischen dem Tisch von Tannenzholz, den Geschirrschränken, dem Rosshaarsofa und dem Kachelofen mit Eisenensatz war es ganz anders. Hier erleuchteten Wohlstand und Behaglichkeit jeden Winkel. Sie strahlten über das Zifferblatt der alten Dalecarlienuhr, sie wärsen ihren Schein über die Silberbecher auf der Kommode, sie tanzten mit den Sonnenstrahlen durch die hohen, luftigen Fenster auf dem sandbestreuten Tannenzugboden, sie liebkossten die blauangestrichenen Spinnrädchen mit den vollen Garnspulen und hatten doch noch Glanz genug für die Rädchen unterm Herd und für den Grabfranz des jüngsten Mädchens, der unter Glas und Rahmen an der Wand hing.

Den Gerichtsbauersleuten ging alles so gut von der Hand. Auf Mutter Stark's, seit den letzten Jahren etwas schwammiges Gesicht lag beständig ruhige Zufriedenheit; Frohsinn und Gesundheit strahlten aus den Augen der Kinder, von der 20-jährigen Maria, der ältesten der Unverheirateten, bis zum kleinen Sven, der eben in die Kleinkinderschule gekommen war. Die Dienstboten wurden gut behandelt und waren zufrieden, selbst das Vieh sah bei dem Gerichtsbauern ganz anders und besser aus als anderswo.

Es war wirklich eigentümlich, wie Stark mit den Tieren umging. Heutzutage denkt wohl kein Bauer daran, sein Vieh zu mishandeln, aber Stark war „rein lindisch mit seinem Getue mit den Kreaturen“, meinten die Knechte. Er schalt, wenn ein Ochse einmal einen kleinen Klaps bekam, und er konnte wohl eine halbe Stunde stehen und ein Kalb streicheln, und dabei sah sein Gesicht so seltsam aus, gerade als wollte er anfangen zu weinen. „Die Verkühltheiten hat er in der Stadt von den feinen Herren im Tierschutzverein gelernt“, meinte der Oberknecht, als die Rede auf die Weichheit des Bauern gegen die Tiere kam.

Am Sonntag abend bekam Stark Lungenerkrankung, und Dienstag morgen sagte der Doktor, es würde schwer halten, den Gerichtsbauern durchzubringen, mit so entsetzlicher Gewalt hatte die Krankheit den kräftigen Mann ergriffen.

Stark erbleichte und seufzte schwer.

„Muß ich an dieser Krankheit sterben, Herr Doktor?“

„Das habe ich nicht gesagt. Aber Sie sind ja ein mutiger Mann, Gerichtsbauer, und haben ein großes Haus zu bestellen. Darum halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Gefahr vorhanden ist.“

Stark lag eine ganze Stunde schweigend da, ab und zu schüttelte es ihn wie ein Frostschauer. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn, und er sah unheimlich aus. Wohl glaublich, daß es nicht leicht ist, dem Tode in's Auge zu sehen, wenn man es so gut und schön auf der Welt hat. Schließlich flüsterte er seiner Frau zu: „Bitte den alten Pastor, gleich her zu kommen.“

Mutter Stark erhob sich.

„Gleich! Hörst Du!“ rief Stark ihr nach.

Als der Pastor nach ein paar Stunden die Tür öffnete, fuhr Stark im Bett empor und blickte ihn mit großen, erschrockten Augen an.

„Es ist — ist — entsetzlich, wie schnell Sie kommen, Herr Pastor — ich —“

„Guten Tag, Gerichtsbauer! Wie steht's? Ja, mein lieber Freund, als der Bote sagte, es sei eilig, machte ich mich natürlich so schnell wie möglich auf.“

„Gehe hinaus, Anna, und lasz niemand hereinkommen; ich will allein mit dem Herrn Pastor sprechen!“

Der Pastor setzte sich an's Bett und stellte die Kirchengeräte auf den Tisch.

„Nein, nein, Herr Pastor, warum haben Sie das mitgebracht; ich will nicht — ich will nicht das Abendmahl nehmen.“

„Lieber Gerichtsbauer, ich will Sie nicht dazu überreden. Ich brachte es für alle Fälle mit, als ich hörte, daß Sie schwerrank seien.“

„Wenn man einem Prediger etwas unter dem Siegel der Beichte anvertraut, so darf er es nicht verraten, was es auch sei und was auch daraus entstehe; ist es nicht so?“

„So ist es. Jedes schuldbeladene Herz kann frei und furchtlos seinem Seelsorger „Alles“ anvertrauen.“

„Verzeihen Sie, Herr Pastor, aber sehen Sie, bitte, nach, ob jemand in der Küche steht.“

Der Pastor öffnete die Küchentür, verriegelte sie dann und setzte sich wieder vor's Bett, aber rückte erschrockt ein wenig zur Seite, als er Stark's von Todesangst unheimlich verzerrtes Antlitz sah. Mild fakte er die Hand des Kranken.

„Beruhigen Sie sich, Gerichtsbauer. Sie sind gewiß sehr schwach.“

„Herr Pastor, haben Sie mich stets für einen ehrlichen Mann gehalten?“

„Wozu die Frage, Stark? Ich weiß ja, daß, was bürgerliche Rechtlichkeit betrifft, Sie der ganzen Gemeinde zum Vorbilde dienen können. Aber ich weiß auch, daß das vor Gott nicht genügt, und die Krankheit hat Sie vielleicht dasselbe gelehrt?“

Der Gerichtsbauer richtete sich im Bett auf, ergriff die Hand des Predigers und stieß mit wild starrenden Augen hervor: „Still, still, ich bin ein Brandstifter!“

Stark erwartete augenscheinlich, daß seine Worte den alten Prediger mit Abscheu und Entsezen erfüllen würden. Doch der Pastor lächelte nur wehmütig und teilnehmend.

„Gerichtsbauer, seht, Sie sind jetzt zu krank, um zu denken und zu reden. Ich werde wiederkommen, wann Sie wollen, Tag oder Nacht, sobald Ihre Fieberphantasien sich gelegt haben. Jetzt muß ich Mutter Anna rufen. Sie sind sehr krank, armer Stark!“

Aber der Kranke fasste seinen Rock mit einem solchen Ausdruck tiefster Seelenqual im Antlitz, daß sich der Pastor gezwungen sah zu verweilen.

„Um Jesu Christi Barmherzigkeit willen, gehen Sie nicht! Ich dürfte in diesem Leben vielleicht nicht wieder mit Ihnen sprechen können. Ich weiß genau, was ich sage. Sehen Sie mich an, Herr Pastor!“

Der alte Prediger erbleichte und seine runzeligen Finger begannen zu zittern. Er ahnte Schreckliches. Und Stark erzählte, Anfangs leise und abgebrochen, als sei jedes Wort ein Dolch, der in seinem Herzen umgedreht würde, dann leichter und zuletzt mit fiebiger Hast:

„Ja, ich bin ein Brandstifter. Sie waren da noch nicht hier, Herr Pastor. Ich hatte gerade Hallstena gekauft. Ich hatte drüdende Schulden, und es war ein erbärmlicher Hof, auf den ich hereingefallen war. Die feinen Gebäude waren das einzige, was einzigen Wert hatte, aber davon konnte ich ja nicht leben. Ich hatte gestrebt und gespart. Ach, ich hatte mich abgemüht und abgearbeitet wie ein Vieh, um zu eigenem Besitz zu kommen. Herr Pastor, wenn Sie wüßten, wie müde ich lange, lange Jahre Abend für Abend war. Und nun hatte ich ein bißchen erworben, und das sollte nun wieder in alle vier Winde gehen. Ach, wer das nicht selbst versucht hat, der kann nicht wissen, was man fühlt, wenn man sein im Schweiße Erworbenes so Heller für Heller zusammenschmilzen sieht. Man stemmt sich dagegen, man spart, man darbt, man arbeitet noch einmal so hart wie sonst, aber doch geht alles dahin. Glauben Sie, Herr Pastor, daß man sich da klar macht, was man tut? Ja, ja, man tut es doch wohl; aber ich hatte fünfzehn Jahre gestrebt und war nun dabei, alles zuzusehen. Fünfzehn Jahre so gearbeitet, daß der Rücken schmerzte und die Brust springen wollte! Fünfzehn ruhelose und freudlose Jahre! Glauben Sie, Herr Pastor, daß es Vergebung giebt für einen Menschen, der sich fünfzehn Jahre lang abgequält hat und wie von Sinnen ist, daß er nun alles verlieren soll? Nein, nein, die gibt es wohl nicht. Ein anderer hätte sich vor dem Unglück gebeugt und wäre in's Armenhaus gegangen. Ich weiß, so hätte ich handeln müssen. Aber Stark wollte nicht wieder arm sein! Und dann waren die Gebäude so hoch versichert. Das Schlimmste war das Vieh. Ich hätte es so gern geschont, aber es war auch versichert, und dann, was hätten die Leute gesagt, wenn es im Novembermonat brennen würde und alles Vieh herausgelassen wäre.“

Ich hatte das Feuer nicht selbst angezündet. Nein, nicht direkt. Ich hatte die warme Asche aus dem Herd gefrakt, sie in eine Holztonne geworfen und diese in die Scheune gestellt. Ich überließ es unserm Herrn, ob das abbrennen sollte oder nicht. Ja, das tat ich. Es hätte ja sein können, daß die Tonne nicht Feuer fing. Man wirft ja so oft Asche in solche Tonnen und setzt sie in die Küche oder in den Keller, aber ich, ich setzte sie in die Scheune. Gott vergebe mir, das tat ich, und darum komme ich nun in die Hölle — o — o! —

Es ist doch niemand in der Küche?

O, wie es brannte! Ich lag im Bett und hörte es, aber ich wollte nicht so früh weden, denn es hätte dann ja vielleicht noch gesöhnkt werden können. Alles stand in heißer Glut, als wir hinausliefen, und bald wurde auch das Wohnhaus ergriffen. Es ist merkwürdig, die Sünde, die ich gegen Gott, die Menschen und die Versicherungsgesellschaft beging, hat mir nie so schwer auf dem Herzen gelegen, wie die Qual der armen Tiere, und hauptsächlich um derentwillen werde ich nun verdammt werden, das fühle ich. Man kommt sie gerade

durch die Flammen sehen. Da war ein kleines, rotes Kalb, mit dem die Kinder immer zu spielen pflegten, wenn es abends von der Weide kam. Es war schon tot, als ich heraus kam, aber das Feuer lebte an ihm und die Flammen leckten gerade an seinem kleinen, weißen Maule. — Und dann waren da meine kleinen, jungen Ochsen, die ich selbst gezähmt hatte. Sie waren immer so gehorsam und zogen so gut. Es schnitt mir in die Seele, ihr Angstgebrüll zu hören! O, wie war es schrecklich, als schließlich das Holz der Stände aufbrannte, und sie los lamen und aus den Buchten sprangen, aber auf den Boden fielen, weil ihre Füße bis zu den Knieen verbrannt waren! Ich fühle, daß so etwas nie, nie vergeben werden kann, aber ich will doch mein Herz erleichtern.“

Die alte Mähre, die mein Schwiegervater Anna zur Aussteuer gegeben hatte, stand da und stöhnte, als ob sie weinte, und dann stemmte sie sich, riß sich los und sprang gegen die Wand, denn die Augen waren schon vom Feuer zerstört. Und dann fiel sie mit zertrümmerter Hirnschale zu Boden und ätzte so schrecklich. Ach, das Aechzen höre ich seit nun bald zwanzig Jahren jede Nacht!

Manchmal, wenn ich im Gericht Beisitzer war, glaubte ich den verbrannten, blinden Kopf der alten Minna mir von der Eidesbibel zunidern zu sehen, und immer, wenn ich zum Tische des Herrn ging, erblickte ich die armen, halbgebratenen, brülenden Kühe am Altar. Herr Pastor, Sie wissen, daß ich damals, als die Brandstiftung verhandelt wurde, die Bestrafung verlor. Da glaubte ich steif und fest, ich hätte in der Bewußtlosigkeit alles gestanden und sollte nun eingezogen werden. — O, Gott im Himmel, rette mich, rette mich vor dem Feuer! —

Der alte Pastor sah wie niedergeschmettert da. Stark's ganzes Leben lag nun klar vor ihm. Durch die erschlichene Versicherungssumme war seine wirtschaftliche Stellung gerettet, und von der Zeit an war ihm alles zum Guten ausgeschlagen, aber unter allem äußerem Glück und Erfolg seines von da an rechtschaffenen und ehrlichen Lebens hatte er in seiner Brust einen Vorgeschmack des „Wurmes, der nie stirbt, des Feuers, das nie erlischt“ gefühlt. Was er an Trost und Hoffnung geben konnte, das gab er mit milden, ernsten Worten. Aber unter dem Versprechen der Vergebung und des Friedens mußte eine Forderung ruhen, die Forderung das Unrecht wieder gut zu machen, wenigstens die Bereitwilligkeit zur Versöhnung. Diese Forderung wurde nicht hart, fast und unerlässlich gestellt, aber auch bei den milden Worten glaubte der Gerichtsbauer Stark die Handschellen rasseln und die Gefängnistür in ihren Angeln knarren zu hören. Würde er bereit sein, sie wirklich zu hören, wenn ihm Gott das Leben liefe? Was nützte eine Reue, die nicht den Willen hatte, hiniended die Strafe zu erledigen, um auf Vergebung von oben hoffen zu können?

So lag er in stillem, heiinem Jakobskampfe zwei lange Stunden und der alte Pastor wußt nicht von seiner Seite. Doch dann war der Sieg auch errungen, und der Gerichtsbauer Stark ließ seine Frau und seine Leute rufen, um alles zu bekennen.

Er begann auch sein Bekenntnis mit deutlicher, obwohl bebender Stimme, doch bald trat der Todestampf ein, begleitet von Bewußtlosigkeit und Visionen, und ließ alles, was er offenbaren wollte, in einem wirren Redefluß untergehen. „Arme Kuh, tut es so weh! Der Bauer wird Dir aus dem Feuer helfen. Komm her, kleine Kuh! Alte Minna, Du glaubst doch nicht, daß der Bauer Dich verbrennen will? Nein, meine Alte, nein, der Bauer ist gut, er will sein altes Pferd nicht quälen. — Armes, kleines Lamm, Du sollst nicht auch im Feuer umkommen! Komm her, ich will Euch allen Wasser auf den Kopf gießen! Wasser, Wasser! Es brennt! Jesus! Hilf!“ —

Am folgenden Tage verbreitete sich die Nachricht vom Tode des Gerichtsbauern über das ganze Kirchspiel. Er hätte eine schwere Sterbestunde gehabt und in schrecklichem Fieber gelegen und den ganzen, letzten Tag irre geredet und geglaubt, er müsse sein Vieh aus dem Feuer retten; die Liebe zu den Tieren hing ihm sogar noch im Tode an!

Und Mutter Stark, die nicht glauben konnte, daß die Fieberreden etwas zu bedeuten hatten, ließ ihm ein schönes Kreuz auf's Grab setzen mit einem Verse aus den Schönen, treuen und ehrenfesten Gesängen des Bischofs Wallin, die einem reinen, tugendhaften Leben die Seligkeit verheißen.

Der alte Pastor verbrachte eine schlaflose Nacht. Das Siegel der Beichte war von dem Toten selbst noch bei vollem Bewußtsein zerbrochen und die Beichte gegen ein freies, offenes

Bekenntnis vertauscht worden. Doch da dieses unvollendet geblieben war und mit Phantasien geschlossen hatte, und da der Pastor von einem bestreudeten Juristen erfuhr, daß die Brandversicherung gesetzlich darauf hin von der Familie des Verstorbenen keine Entschädigung beanspruchen könne, so ließ er der Sache ihren Lauf.

Aber er hielt eine erschütternde, tief ergreifende Grabrede, die aller Herzen rührte, obgleich niemand recht begreifen konnte, was all das Gerede von „der Macht des Gewissens“, „Neue“ und „Zerkirzung“ eigentlich mit einem so rechtfassenden, durch und durch ehrlichen Mann zu tun hatte, wie der Gerichtsbauer Stark gewesen war.

### Des Gerichtbauers Mutterschwein.

Von Alfred von Hedenstjerna.

(Uebersezt aus dem Schwedischen.)

Der Gerichtsbauer in Marshult war kein gewöhnlicher Halbbauer, nein, er saß auch im Besitzrecht, hatte Sparkassenbücher für alle fünf Kinder, 60 000 Mark in Hypotheken, und wenn es noch Gerechtigkeit gab, so konnte es gar nicht mehr sehr lange dauern, daß er auch noch Bezirksrichter wurde.

Er hatte eine achtzehnjährige Tochter, die Karin hieß. Das war eine ganz verflirkte Dirne. Groß und hübsch gewachsen und munter wie ein zweijähriges Kalb, das eben auf die Weide geführt worden ist. Sie hatte Augen wie Bergkämme nicht und weiße, runde Arme, und wenn sie auf die Wiese ging und in kurzen Ärmeln hartete, so gab es keinen Burschen, der im Stande war, die Arme anzusehen und nicht zu wünschen, es möchte jetzt Weihnachtsfest sein, wo man hätte hinkneifen und die Lippen auf die rosigen Wangen drücken können.

Und nett war sie und flink in der Arbeit, und wenn sie in der Getreenernte mit der Sense in der Hand auf's Feld kam, schaffte sie so, daß man sich rein vor ihr schämen mußte, und wenn sie mittags zum Melken ging und hatte kaum die Butte unter die Kuh gestellt, so begann die Milch in das Gefäß zu sauen, daß man hätte glauben können, das jüngste Gericht sei gekommen.

Jedoch in allen Fällen hat man seine liebe Not mit den Kindern, denn wenn sie sich auch recht gut in die Arbeit schicken und fleißig und nett sind, so hetzen sie doch stets allerlei Teufelszeug aus. Und Karin war auch nicht besser als andere, denn sie hatte sich so in Johannson's Hirten in Applabö verliebt, daß sie weinte und schwor, sie wollte in's Wasser gehen, wenn sie ihn nicht bekäme.

Es war gar nicht so schlimm mit dem Hirten, müßt ihr wissen, denn er war ziemlich flug und hübsch von Wuchs und Angesicht; ein Mensch, der arbeiten konnte, und sechs Tausend hatte er von seiner Mutter geerbt, war also auch nicht so nackt und bloß, aber es paßte sich doch nicht für einen solchen, eine Gerichtsbauerstochter zu heiraten. Sie müßte mindestens einen Halbbauer haben, auf dessen Hof nichts eingetragen war, hatte die Bäuerin gesagt.

Der Hirte — Karl hieß er übrigens — wußte nicht, was sich schickte; er hatte bei dem Gerichtsbauern um das Mädchen angehalten und seine Einwilligung zur Heirat erbeten. Karin sollte ihn in zwei oder drei Wochen heiraten und sei damit einverstanden.

Und Karin war auch damit einverstanden, denn bei so etwas sind die Mädchen nie abgeneigt, aber der Gerichtsbauer schlug nur den Deckel seiner silbernen Schnupftabaksdose zu und grinste, wie er es zu tun pflegte, wenn ihm auf den Märkten ein zu geringes Angebot für seine jungen Stiere gemacht wurde, und sagte schließlich:

„Ha, ha, das paßt sich nicht, Karl, aber wenn Du mein Dienstmagd schwiegersohn werden willst, so will ich eine der Dirnen fragen.“

„Danke für das Anerbieten, aber mein Vater ist Bierthalbbauer, und ich lasse die Magde in Frieden“, sagte Karl und begann sich nach der Tür zurückzuziehen.

„Hab Dich nicht so, Karl,“ sagte der Gerichtsbauer, „jedenfalls sollst Du einen Schnaps für die Mühe haben.“

„Danke für das Anerbieten,“ sagte Karl nahm sich eine Prise und legte dann die Dose auf das Wandbord. —

(Schluß folgt.)

### Kirchennachrichten.

#### Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 1. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. i. d. Belha-Tiefe;  
8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau. (Kriegsgedächtnis.)  
Sonntag, 22. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Belhior;  
8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.  
Sonntag, 29. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Gaspar;  
8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.  
Freitag, 10. September, 3 Uhr nachm.: Prüfung der Konfirmanden in Blumenau.  
Sonntag, 12. Sept., 10 Uhr vorm.: Einsegnung, danach Beichte und heil. Abendm. in Blumenau.

Pfarrer Neumann.

#### Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 1. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava-Rega; danach Annahme der Konfirmanden.  
Sonntag, 8. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Massaranduba, Schule bei Witte.  
Sonntag, 15. Aug., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Fidelis.  
Sonntag, 21. Aug., 9½ Uhr vorm.: Gottesd. in Jacu-assü.  
Sonntag, 22. Aug., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in der Telegraphenlinie.  
Sonntag, 29. Aug., 9½ Uhr vorm.: Gottesd. in Itoupava.

Pfarrer Ratsch.

#### Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 1. Aug.: Gottesd. im Freiheitsbach.  
Sonntag, 8. Aug.: Gottesd. in Benedutto-Novo.  
Sonntag, 15. Aug., vorm.: Gottesd. in Badenfurt; nachm.: in Fortaleza.  
Sonntag, 22. Aug.: Gottesd. in Cedro Alto.  
Sonntag, 29. Aug.: Gottesd. in Timbo.  
Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. in Rio Adda.  
Sonntag, 12. Sept., vorm.: Gottesd. in Carijos; nachm.: in der Obermulde.

Pfarrer Krause.

#### Evangelische Gemeinde Pommelode.

Sonntag, 1. August: Gottesd. in Obere Rega.  
Sonntag, 8. August: Gottesd. in Rio Serro.  
Sonntag, 15. Aug.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Pommelode.  
Sonntag, 22. Aug.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Testo Central.  
Sonntag, 29. Aug.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Ober-Rega.  
Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Rio Serro.  
Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Benjamin Constante.

Pfarrer Lange.

#### Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 8. Aug., 9½ Uhr vorm.: Gottesd. in Alto Rio do Testo; danach Generalversammlung des Sprengels (P. Neumann).  
Sonntag, 15. Aug., 9½ Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Fortaleza (P. Krause).  
Sonntag, 5. Sept., 9½ Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt; danach Gemeinderatssitzung der Gesamtgemeinde Badenfurt (P. Neumann).

Pfarrer Neumann.

#### Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 15. Aug., 9½ Uhr vorm.: Einführung des neuen Geistlichen, Pfarrer Bornfleth.

Pfarrer Neumann.

#### Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 8. Aug., vorm.: Gottesd. in S. Bento; nachm.: in der Serrastraße, Km. 82.  
Sonntag, 15. Aug.: Gottesd. in S. Bento, anschl. Kinderlehre.  
Sonntag, 22. Aug.: Gottesd. in S. Bento, anschl. Kinderlehre.  
Sonntag, 29. Aug.: Gottesd. in Humboldt.  
Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. in S. Bento; nachm.: in der Serrastraße, Km. 82.  
Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. in Campo Alegre.  
Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in S. Bento, anschl. Kinderlehre.  
Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in Humboldt.  
In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrastraße jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religionsunterricht statt.

Pfarrer Ortmann.